Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 47. Bromberg, den 8. Dezember 1922.

Jan im Moor.

Roman von Luise Westkirch.

(8. Fortsetzung.) —— Nachdruck verboten.)

Ihre Stimme klang scharf in ihrer Not. Ihre Augen waren rot vom Weinen. Ihr noch nicht gekämmtes Haar hing um die niedrige Stirn. Lässig war die Haltung ihrer weichen rundlichen Glieder, nicht straff und stolz, wie Anna sich hielt. Und in seinem Herzen, in seinen Sinnen sprach nichts mehr für die törichte Maid.

„Das Band von dein Schürze sleift nach", sagte er trocken. „Un es gehört sich woll, daß du an ein Sonntag dein Haaren kämmst."

„Das gibst du mir zur Antwort?" schrie sie auf. „Das! Wenn ich in Todesangst dich frage! Jan, is es denn wahr? Du hast mich nicht mehr lieb?"

„Es kommt dr wenig auf an, ob ich dich lieb hab' oder nich."

Ihre Augen flammten auf. „Du darfst mich nich im Stich lassen! Du darfst nich, Jan, denk' an dein Swur! Du mußt mich freien."

„Wie kann ich dich denn freien? Ich bin ein gans armen Mann. Vom Osmerhof gehört mir nix mehr."

„Frag' ich nach 'n Osmerhof?! Wenn du betteln gehen müßtest, ich will um Brot an den Türen bitten für dich Tag um Tag. Bloß — dein Frau in Ehren will ich sein."

Ich aber will kein Dern zur Bettelfrau machen, verstehst? Ich will kein Bettelkinders haben. Un darum muß das aus sein zwischen dir und mir."

Aus todblassem Gesicht starrten ihre Augen ihn entsetzt an. Ihr halb geöffneter Mund fand kein Wort mehr. Jäh, wie flüchtend, wandte sie sich, rannte heim, und fiel laut schluchzend vor Vater und Mutter auf den Boden.

„Er will mich nich freien! Helft mir! Helft mir!"

Willgrebe rief Krischan, den Hütejungen, und schickte ihn mit Botschaft zu Jan.

In seinem Sonntagsgewand schlurfte der Bube über die Felder. Während er langsam seinen Auftrag hersagte, sahen seine wasserhellen Augen unter der tief herabhängenden Krämpe seines Schlapphutes starr Jan Osmer ins Gesicht.

„Kolonist Willgrebe läßt dich sagen, du sollst zu ihm kommen, Jan Osmer, in sein Haus, vandage gleich. Er will dich was sagen."

Jan Osmer hörte ihn gelassen an. Um so besser, wenn Willgrebe ihn zu sich rief. Eine Aussprache schaffte klare Ordnung. Die konnte Anna verlangen. Seit dem Tanz in Scharmbeck gestern wußte er seinen Weg. Nicht ein Darlehen, wie sie es ihm bot, wollte er von Anna Allmer, nein, Haus und Hof, alles, was sie hatte, und die Dern selbst dazu mit Haut und Haaren. Sein Instinkt sagte ihm, daß er so viel verlangen durfte. Wenn eine heimliche Scheu ihn bis heute zurückgehalten hatte — er trat sie unter seine Füße. Nur Schatten von Gewesenem sind vergangene Dinge. Kein Schatten sollte ihm den Weg sperren zur Rettung aus gemeiner Not, zur Befriedigung seines Verlangens nach Anna Allmer.

„Sag' Kolonist Willgrebe, ich komm'. Hörst mich?"

Der Junge stand wie ein Pfahl. Nur seine starr auf Jan gerichteten Augen weiteten sich langsam in einem Ausdruck des Entsetzens. Jan wurde ihr Blick unheimlich.

„Was glupsch denn so unnerfühnsch?" fuhr er den Bengel an. „Hast mich in dein Leben noch nich gesehen?"

Da wischte Krischan sich wie erwachend mit der Hand über die Augen. „Kann sein, ich hab' dich gesehen", murmelte er. Und wie von Grauen gepackt, wandte er sich und stolperte hastig über die Erdschollen davon.

Jan ging nach Haus, zog seinen Sonntagsrock an und begab sich zu Willgrebe. Der Torf mochte warten. Diese Angelegenheit ging vor.

Willgrebe führte ihn in die Stube und schloß die Tür hinter ihm. Er vermied Vorwürfe. Ihre kleinen Mißhelligkeiten mochten die jungen Leute unter sich ausmachen. Er stellte eine Flasche mit Korn und zwei kleine Gläschen auf den Tisch und setzte sich Jan gegenüber.

„Ich hab' dich rufen lassen, Jan. Wir müssen uns klar werden."

„Das is auch mein Absicht," antwortete Jan.

„Wie hast dich das gedacht? Auf welchen Tag soll der Hochzeitbitter die Gäste zu dein Hochzeit mit unser Alheid laden?"

„Vadder Willgrebe," antwortete Osmer, „an dein Frage seh' ich, daß es dich nich bekannt is, wie es mit mein Hof steht. Ich hab' das selbst nicht richtig gewußt zu der Zeit, als ich Verspruch mit dein Alheid gefeiert hab'. Kann sein auch, ich hab's nich wissen wollen. Ich seh slimme Dingens lieber nich. Das is ein Swäche von mir. Aber nu is mir der Star gestochen. Moritz Silberberg hat mir eine genaue Rechnung aufgestellt."

Er begann trocken und sachlich Zahlen aneinander zu reihen, wie viel Schulden auf dem Hof schon gestanden hätten, wie viel neue er hatte hinzufügen müssen, sprach von der verschleuderten diesjährigen Ernte, der schon verpfändeten künftigen.

„Twintigdausend Mark mindestens muß ich auf den Tisch zahlen können," schloß er, „wenn dr ein Möglichkeit sein soll, daß ich auf mein Eigen bleibe, un denn wird es noch ein Kümmern und Hinhalten. Ich weiß nich, Vadder Willgrebe, ob du vermögend und willens bist, dein Alheid so'n Handvoll Geld als Brautschatz mitzugeben."

Willgrebe schwollen die Adern an der Stirn. „Was ich mein Wicht mitgebe, da über hab' ich mit dein Ohm Jürgen verhandelt. Un nich ein Stück Leinwand kann un will ich dr über geben."

„Das hab' ich mir gedacht," antwortete Jan gelassen. „Aber wenn mir der Hof verauktioniert wird, denn so muß ich mir eine ganz neue Existenz gründen, das siehst ein, ich weiß noch nich an welchen Ort un weiß noch nicht auf was für'n Art. Un da is es klar, daß ich in so'n Ungewißheit, wo ich für mich kein Brot hab', nich ein Frau mitsleppen kann."

„Nix seh' ich ein von allem, was du vorbringst, un es geht mich auch nix an," versetzte Willgrebe, aufbrausend unter der kalten Ruhe seines Gegners. „Ich weiß bloß: du bist mit unser Alheid versprochen, und ein ehrlicher Kerl steht zu sein Wort. Hier bei uns wenigstens is das so Sitte. Es sollt' mich leid tun, wenn du draußen was andres gelernt haben solltest."

„Dein Ansicht kann ich nich beipflichten," antwortete Jan. „Ich mein' vielmehr, es is besser, ein Wort zerbrechen, als zwei Menschen unglücklich machen. Un aus diesem Grund hebe ich mit diesem mein Verspruch mit dein Tochter Alheid auf."

„Das wirst überlegen!" rief Willgrebe. „Bist du nich Helmut Osmer sein Sohn? Un das war ein ehrlicher Mensch. Du wirst's durchdenken un wirst dein Sinn ändern."

„Da müßten sich erst mein Umständens ändern. Die mußt verantwortlich machen, nich mich, Vadder Willgrebe, daß ich dein Schwiegersohn nich werden kann.“

Damit stand Jan Osmer auf und ging aus der Stube. Der Korn blieb ungetrunken.

Aber Alheid, die an der Tür gelauscht hatte, warf sich auf dem Flett ihm in den Weg.

„Weil du arm bist, zerbrichst dein Wort?! Du lügst ja! Du lügst! Weil du falsch bist! Weil dein Sinn nach ein ander steht! Darum! Darum! Du bist slecht! Slecht! Slecht!“

Ihre Stimme brach in Schluchzen.

Am Herdkessel stand bekümmert Frau Willgrebe.

Ohne ein Wort ging Jan an beiden vorüber. Er war frei! Er eilte, sich seinen Lohn vom Allmerhof zu holen.

*

Zwiespältig in ihrem Gemüt hatte Anna Allmer den Sonntag verbracht. Wie eine Offenbarung war Jan Osmers sonniges Wesen ihr, die nur die Moorleute kannte, auf deren Gemüt die braunen Nebel ihrer Heimat lasten, denen das Lachen erstirbt in der großartigen Leere und Weite, die wie eine Drohung sie umgibt. Und das Gefühl, das Jan Osmer in ihr erweckte, war wie ein Frühlingssturm durch sie hingebraust, niederreißend, verwehend alles, was in ihr gewurzelt stand. Aber nun am Boden lag, was mit ihr verwachsen war durch vierundzwanzig Jahre ihres Lebens, begriff sie die Wahrheit ihres zu Hilmer gesprochenen Wortes: es war ein Stück von ihr selbst. Sie konnte es nicht von sich abtun, ohne sich das Herz blutig zu reißen. Durch die Gloriole von Freude, die Jan Osmers Bild umfloß, sah sie beständig Hilmer Poppes Augen. Wie die Augen eines treuen Hundes waren sie, den sein Herr mißhandelt und verstößt, der verwundet von Schlägen, sterbend vor Gram, in unwandelbarer Treue zu seinem Herrn aufsieht. Umsonst schalt sie sein Wesen unmännlich, schlapp, umsonst stellte sie sich seine Fehler vor, vergrößerte sie, seine ungelenken Bewegungen, seine starre Bedächtigkeit, sein Übermaß von Geduld, seine Umständlichkeit im Handeln und Empfinden — der Blick seiner Augen verfolgte sie, der todestraurige, demütig ergebene Blick.

Als die Sonne am Moorrand hing, trieb ihre Unruhe sie hinaus. An dem schmalen Graben wandelte sie entlang, der durch ihre Äcker in den Kanal sickerte. Die silbrigen Blätter der Weiden an seinem Ufer schimmerten blutig im Abendrot. Und zwischen den rot angestrahlten Weidenblättern sah sie unvermutet sich gegenüber am andern Ufer den, der wie ein Nachbild der Sonne im geblendeten Auge beständig vor ihrem Blick schwebte. Sie wollte zunächst an seine Wirklichkeit nicht glauben. Ganz ruhig stand er, sah sie lächelnd kommen.

„Jan, du? Du kommst hierher!“

„Das mußtest doch erwartend sein nach gestern Abend.“

„Ich weiß nicht,“ murmelte sie. „Die Dingens sehen anders aus im Licht von Lampen — und anders im Licht vom hellen Tag.“

„In mein Augens nich.“

„Du bist an Alheid Willgrebe gebunden, ich an Hilmer Poppe. Wir stehen an zwei verschiedene Ufers. Wie dies Wasser is zwischen uns dein Wort und mein Wort.“

Mit einem raschen Satz sprang Jan über den Graben und faßte Annas Hand.

„Nu is dr nix mehr zwischen uns.“

Sie erschrak heftig.

„Willst damit sagen, daß — —?“

„Ja, ich hab' Alheid Willgrebe von mir abgetan, wie der Baum dort die Blätter vom alten Jahr abwirft. Un ich steh' hier um einzufordern, was du mir gestern Abend versprochen hast.“

„Ich hab' dir nix versprochen!“

„Woll! Dein Augens haben mir versprochen. Un die Augen von ein Dern sind ehrlicher als ihr Lippen. Auf das, was sie mir versprochen haben, hab' ich mein Braut das Herz zerbrochen un ihr Eltern mir zu Todfeinden gemacht. Willst mich nu in Stich lassen, Ann? Willst'z ableugnen, daß du mich lieb hast wie ich dich?“

„Is nich Hilmer Poppe dein Freund?“ fragte sie bebend. „Er wird zugrunde gehen an mein Untreue.“

„Wo zwei einander lieb haben, wie du un ich, da fragen sie nich nach irgendein Menschen, irgendein Recht. Du darfst mich nich aufgeben, Anna! Dein Hilmer is von der ständigen Art, der find't sein Weg allein. Ich, ich hab' dich nötig. Ich hab' dir's schon gesagt, ich brauch' ein Frau, die mich anhält zu mein Pflicht un mein leichten Sinn steuert. Sieh, un ich schäm' mich auch gar nich, von dir mein ganse Rettung anzunehmen. Warum soll ich's nich sagen? Ich hatt' den Osmerhof schon aufgegeben. Du kannst ihn mir erhalten, Anna. Von dir nehm' ich ihn ohne Scheu. Denn das sollst wissen: nich um zehn Höfe würd' Jan Osmer einer Dern sich verkaufen. Un zehn Höfe, wenn ich sie zu verlieren hätt', ich würd' sie verlieren um dich. Sag', du willst mein Frau werden, Anna! Sag's.“

Da Anna, mit sich ringend, schwieg, fuhr er fort, auf sie einzusprechen. Seine Rede ergoß sich über sie wie ein Mühlstrom. Er wühlte ihre Seele auf und ihre Sinne, ihr Edelstes und ihr Irdischstes. Die in ihr schlummernde Mütterlichkeit rief er an, ihren guten Willen zu helfen, das stolze Glück wies er ihr, dem liebsten Menschen Schicksal zu sein. Und der so zu ihr flehte, war schön. Und aus seinen Augen leuchtete eine Liebe, die echt war. Da brach ihr Widerstand.

„Ich — werd' woll müssen.“ hauchte sie.

Jan riß sie in seine Arme, küßte sie glühend. Aber ehe seine Lippen die ihren zum zweitenmal berühren konnten, schob sie ihn zurück.

„Laß'! Laß'! Du machst mich toll mit dein Küssens, von Sinnen! Un ich muß mein Sinnens klar behalten. Wie soll ich sonst dich stützen, wie du's verlangend bist? Jan, die Liebe zu dir is über mich gekommen wie die Tauwasser im Frühling über ein Kolonie. Die fragen auch nich, ob sie kommen dürfen, sie sind da un überströmen jeden Fleck. Un ob an'n letzten Ende sie ein Trümmerhaufen zurücklassen, oder ob eine bessere Ernte aufwächst aus ihrem Schlamm, das kann kein' im voraus sagen. So is das mit mein Liebe zu dir.“

Er schaute mit heimlicher Bewunderung auf ihre knabenhafte Gestalt, ihr herbes, ehrliches Gesicht. Hilmer hatte recht; sie war wirklich eine aparte Dern. Und Wonne war's, sich der Herr einer solchen zu fühlen.

„Du bist hart,“ sagte er vorwurfsvoll.

„Laß' mich nu, Jan,“ bat sie. „Ich muß Hilmer Bescheid sagen, das is nich leicht. Ich muß zur Einkehr kommen in mir selbst. Sei nich bang. Ich bin dein, nich weil ich will, weil ich muß! Un ein freudiger Verspruch is das nich. Aber ich bin dein.“

Er drückte fest ihre Hand. „Du bist wie'n Mann, Anna. Un dein Wort gilt mir wie eines Mannes Wort. Da um trau' ich dir.“

Ihr zuwinkend, ging er den Wiesengang zurück. Sie sah ihm nach, zerbrochen wie von einem körperlichen Kampf, holte bang Atem, strich sich hilflos über die Augen.

„Gott steh' mir bei! Is dr Wahres an dem, was sie in den Spinnstuben vertellen? Gibt es ein Zaubergewalt, die ein erdulden muß gegen sein Willen?“

Achtes Kapitel.

Als Hilmer von Scharmbeck heimkehrte, lange nach seinen Leuten, ging er langsam durch das schlafende Haus, in dem nur der Torf im Herdloch glimmte und die Pferde in ihren Ständen leise schnaubten, als sie seinen Schritt erkannten. Ohne Licht anzuzünden, verkroch er sich in das Wandbett in seiner Kammer, wühlte den Kopf in die Kissen und sank in bleiernen Schlaf. Er erwachte früh. Und mit ihm zugleich schlug sein Leid die Augen auf. Am besten wohl, er ging gleich zu Anna Allmer hinüber, forderte mit Ernst die Rechenschaft, die sie gestern zu geben verweigert hatte. Ja, er mußte sich mit ihr aussprechen. Aber war's an ihm, sie aufzusuchen? Ohnehin machte sie ihm seine Duldsamkeit, seine Langmut, zum Vorwurf. Nein, er würde nicht zu ihr gehen. Zu ihm mußte sie kommen, die Beleidigerin zum Beleidigten. Freilich, da war Jan, den kein Gesetz und keine Scheu zurückhielt von dem, wonach ihm gelüstete. Hilmer wußte von ihm, was keiner sonst wußte. War es nicht seine Schuldigkeit, Anna vor den Fallen des Verführers und Wortbrechers zu warnen? Also würde er zu ihr gehen. Er würde zu ihr sprechen, sehr ernst, sehr gemessen: „Wenn deine Zuneigung dich nich bei mir hält, Anna, denn so will ich das gewiß nich. Weil du mich aber dauerst, da um sage ich dir —“ Nein, er ging nicht zu ihr! Er vermocht's nicht. So oft er so weit kam in seinen Gedanken, packte ihn eine Raserei des Zorns, des Schmerzes. Nein, er wollte sich nicht demütigen vor ihr, die ihm seine unermeßliche Liebe wie einen wertlosen Lumpen vor die Füße warf.

Verspätet kam er zur Morgensuppe, und wie wenig beweglich sein Gesicht war, es wies dennoch die Spuren der Kämpfe, die ihn zerrissen. Sein Vater, sein Bruder schwiegen in Erbarmen. Aber Gesche stocherte boshaft in den Geschehnissen des gestrigen Abends.

„Tja, sich die Butter vom Brot nehmen zu lassen, das is Poppesche Art. Ich sag' dr nix zu. Was kann ein Mutter tun, wenn junge Leute kein Zutrauen zu ihr haben? Christoph Allmer hat mich nich um Rat gefragt, wie er sein Wicht groß ziehen sollt', sonst wär' dr woll was anders aus worden. Un Hilmer hat das ja auch nich der Mühe wert geachtet, sein Braut unter mein mütterlichen Schutz un unter mein Leitung zu stellen. Nu sehen wir, wie die Dingens kommen.“

Als niemand antwortete, fing sie an sich zu wundern, ob denn ihr Torf noch nicht trocken und verkäuflich sei? Jan Osmer karre schon in aller Gottesfrühe Torf. „Alles was recht ist: zugreifen tut Jan Osmer. Da könnt' manch ein sich ein Beispiel an nehmen. Un das Zugreifen, das mögen Derns man einmal leiden. Tja."

Poppe schob krachend seinen Stuhl zurück und stand auf. Hilmer nahm Schaufel und Harke und ging in den Garten, um zu graben. So oft er seinen Spaten in die Erde stieß, zählte er ab: „Ich geh' zu ihr." „Ich geh' nich zu ihr," über die ganze Breite des Beetes. Auf den letzten Spatenstich traf: „Ich geh' nich." Dann fiel ihm ein: sie könnte mich aber rufen lassen. Ja, das änderte die Sache. Da begann er das Spiel von neuem. „Sie läßt mich rufen." „Sie läßt mich nicht rufen." Niemand rief ihn. Er aß Mittag. Dann arbeitete er weiter. Manchmal hielt er inne und horchte. Kam da nicht ein Schritt, ein Ruf? Sie selbst? Er spähte in der Richtung nach dem Allmershof. Aber zwischen der Besitzung der Poppe und der Allmer schob sich die Schnakenbergersche Siedelung, und ihr Garten voll alter Obstbäume und ihr Eichenkamp waren massig und dicht. Man hätte weit ins Feld hinausgehen müssen, um daran vorbeisehen zu können. Hilmer ging nicht hinaus. Er arbeitete verbissen. Als er einmal den Kopf hob, war die Sonne fort. Zwielicht wob um Baum und Strauch, ein merkwürdig kaltes, gespenstisches Licht, in dem Astern und Georginen fast drohende Farben annahmen, die welkenden Blätter der Bäume wie in Todessehnsucht sich erdwärts zu senken schienen. Hilmer meinte noch nie eine Abenddämmerung wie diese getränkt mit Hoffnungslosigkeit erlebt zu haben. Er verstand sich aber auf die Sprache der stummen Dinge. Das Moor redet zu seinen echten Kindern. Es hat ihnen all die düsteren Sagen und Spukgeschichten erzählt, die von Mund zu Mund gehen, wenn die Spinnräder schnurren. Hilmer begriff: Unglück meldete sich an. Er hätte doch hinübergehen sollen zum Allmerhof. Ja, er mußte gleich zu Anna gehen. Unglück ist flink. Er stieß den Spaten in den Boden. Nicht die Zeit nahm er sich, ihn ins Haus zu tragen, nicht die Zeit, seinen Sonntagsrock anzuziehen. Hinter den Schnakenbergerschen Feldern rannte er her. Von der Rückseite betrat er den Allmerhof, ging am Gartenzaun entlang, horchend, spähend. Kein Licht brannte im Haus, kein Laut drang daraus hervor. Kein Knecht keine Magd zu sehen. Und um das alte Strohdach und in den Wipfeln der hohen Eichen hing wie von Leid schwer das unheimliche graue Dämmerlicht. Da! nahm das Grauen Gestalt an? Ein Schatten stand vor den Fensterscheiben, dort, wo der Holunderbusch dicht an die Hauswand trat.

„Hallo! Halt!"

Mit zwei gewaltigen Sätzen war Hilmer neben dem Busch, griff zu. Er griff leere Luft. Nichts war am Fenster, nichts auf dem Weg. Etwas Dunkles hatte zerfließend die Gestalt umwallt und ließ es unentschieden, ob die Erscheinung ein Mann war oder ein Weib? Oder war's überhaupt kein Wesen mit rotem Blut; etwa Christoph Allmer selbst, der aus dem Grab aufstieg, um sein Kind zu schützen in der Stunde, da das Unglück mit Katzenschritten sein Haus umschlich?

Während Hilmer verwirrt, in abergläubischer Scheu der Erscheinung nachsann, stampften schwere Holzpantinen um die Hausecke. Den Tränkeimer in der Hand, schritt Lüerke zum Brunnen. Wie Befreiung wirkte der Anblick seiner behäbigen Persönlichkeit auf Hilmer.

„Wo ist dein Bäuerin, Lüerke?"

„In der lütjen Stube. Sie mag woll all slafen."

„Is dr Besuch gekommen bei Euch vandage?"

„Kein Mensch. Alle Weyerdammer slafen nach'n Scharmbecker Markt. Man bloß Jan Osmer nich. Der is vor'n knappen halben Stunde mit Torf nach Bremen abgesegelt. Mag ihm woll mal wieder das Geld knapp sein."

Anna schlief in ihrer Stube. Jan Osmer hatte sie den ganzen Tag nicht aufgesucht und war zur Stunde auf dem Weg nach Bremen. Ruhe kehrte in Hilmers Gemüt zurück.

„Ich komm denn zu ein ander Zeit wieder. Gute Nacht, Lüerke."

Aber Anna schlief nicht. Heimgekehrt von dem Gang in die Felder, der über ihr Leben entschied, rang sie in Dämmerung und Einsamkeit mit ihrer Seligkeit und ihrem Schuldbewußtsein.

Das Bild ihres Vater sah starr und streng aus seinem Rahmen. Anna fand keine Ruhe. Über der Sonne ihrer Freude blieben die schweren Wolken, in ihrem Glücksrausch das erstickende Angstgefühl. Ihr würde besser werden, wenn sie sich mit Hilmer ausgesprochen hätte, meinte sie.

Am nächsten Morgen schickte sie zu ihm. Aber die Magd traf ihn nicht an. Er war, um ein Stück Vieh zu besichtigen, über Land gegangen.

„Wenn er nicht zu müd wäre, könne er auf den Abend kommen", ließ Gesche Poppe sagen. „Gar so eilig würde es der Anna Allmer ja wohl nicht sein. Sonst hätte sie nicht den ganzen Sonntag verstreichen lassen, ohne sich ein einziges Mal nach Hilmer umzutun."

Am Nachmittag kam Jan mit leerem Torfschiff und vollem Beutel von Bremen zurück. Er war bei Silberberg gewesen, um ihn von seiner veränderten Vermögenslage in Kenntnis zu setzen. Silberberg war in Liebenswürdigkeit zerflossen. Freilich, ein Verspruch! Was bedeutete ein Verspruch? Der Herr Osmer hatte seinen Verspruch mit Alheid Willgrebe aufgehoben. Anna Allmer konnte ihren Verspruch mit Herrn Osmer aufheben. Hochzeit war ein Wort, das galt. Wenn Herr Osmer der Ehemann von Anna Allmer war, — alle Achtung! Bis dahin — Silberberg war Geschäftsmann, er hatte Familie, er mußte sicher gehen. Nicht wahr?

Jan Osmer verstand, auch was Silberberg nicht aussprach. Er ging zu einem Goldarbeiter und kaufte zwei Ringe.

(Fortsetzung folgt.)

Sein Schirm.

Eine Großstadtgeschichte von Hans Wilhelm.

(Nachdruck verboten.)

Im fünften Stock einer Mietskaserne in einem elenden Kämmerchen wohnte eine verkrüppelte Frauensperson. Ihr Mann war Bautaglöhner gewesen. Dort hatte ihn bei einem Erdaushub vor einem Jahre etwa eine einstürzende Kiesmasse erdrückt.

Seitdem kam die Krüppelhafte immer mehr und mehr herunter. Sie verdiente sich allerdings ein paar Mark mit leichten Aushilfearbeiten bei den Leuten herum. Aber ihr Fluch wurde der Schnaps, dem sie teils um Gram, Not und Hunger zu vergessen, teils um deswillen zusprach, weil sie die Qual eines organischen Herzleidens, das ihr anhaftete, im Fuseltaumel am wenigsten spürte.

Ihre Nachbarn, ihre Arbeitgeber schalten sie wohl darum. Aber sie konnte sich nicht mehr helfen — sie fand nicht mehr heraus zu einem festen, energischen Entschluß, zu einer Flucht vor dem Dämon, der sie erfaßt hatte.

Wer den gutmütigen Menschen am meisten leid tat, das war nicht sie, sondern ihr kleiner vierjähriger Bub' — der Tonerl.

Verkrüppelt wie seine Mutter, klein, zart und aschfahlen Gesichtes, humpelte er den ganzen Tag auf den Treppen, in den Höfen herum. Nie ohne irgend ein Leid. Denn bald purzelte er mit seinen schwachen Gliedern selbst an ein Hauseck, bald auch mißhandelte ihn im Rausch seine Mutter. Aber man sah ihn nie weinen, klagen oder vergrämt sein. Aus seinen großen, hellen Äuglein schimmerte zu jederzeit eine unschuldig-reine Fröhlichkeit, ein stillinneres Genießen, daß ihn jeder liebgewinnen mußte. So steckte ihm denn auch jedes im Hause etwas zu und erheiterte ihm eine Minute seines sonnenarmen Lebens, wo man konnte.

Tonerl hatte einen steten Begleiter.

Einen alten Schirm.

Der Schirm war einmal vor irgend einer Tür stehen geblieben. Niemand hatte sich desselben angenommen. Da hatte ihn der Kleine okkupiert.

Seitdem war der Schirm sein liebster Geselle geworden. Man sah ihn nie ohne denselben, ob es regnete, ob die Sonne schien. Wenn er früh morgens die Treppe heruntergestapft kam — Stufe um Stufe — da umklammerten die gelben Wachsfingerchen seiner rechten Hand den treuen Gefährten, der größer war wie er selber, und wenn ihn spät abends seine heimkehrende Mutter mit rohen Geberden zur Dachkammer emporzerrte, schmiegte er sich eng an seinen Schirm und dieser fing in zärtlicher Gegenliebe manchen Puff auf, der dem schmalen, gekrümmten Rücken des armen Kleinen zugedacht war.

So ging es einige Monate fort.

Da plötzlich eines Abends, als die Bucklige mit hochrotem Kopfe heimgekommen war und schon die ganze Treppe herauf den Knaben gescholten und malträtiert hatte, hörten die Nachbarn einen dumpfen Fall.

Sie eilten in das Kämmerchen herüber und fanden die Witwe mit gläsernen Augen auf dem Boden liegen.

Man lief nach einem Arzte.

Bis man einen fand, war die Kranke auf dem dürftigen Lager, wohin man sie gebracht hatte, gestorben.

An einer Herzlähmung, sagte der Arzt.

Gut für das Kind, meinten die Nachbarn und nahmen sich des Kleinen mit jener Liebe an, die gerade solche Leute, die selber schon des häufigen erfahren haben, was wohl und wehe tut, in bitteren Stunden zusammenhalten läßt.

Man tat schön mit dem Buben und wollte ihn von der Toten wegführen, der zu Häupten man ein geweihtes Sterbelicht angezündet hatte.

Aber Tonerl, sonst so ein gutes, folgsames Kind, wollte nicht wanken und weichen. Sein unschuldiges, braves Kinderherz war der ungetreuen Mutter treu im Tode.

Die Männer hatten sich tagsüber müde geplagt. Von ihnen konnte man nicht verlangen, daß sie nun während der Nacht bei der Toten blieben. Die Frauen aber fürchteten sich vor ihr. War sie schon im Leben ein unheimliches Weib gewesen, so lag sie nun im rätselhaften Schweigen des Todes erst recht gespenstig zusammengekauert und der flackernde Lichtschein wob zuckende Rätsel über ihr graues Antlitz.

So ließ man denn — wirklich ungern und schweren Herzens — den Kleinen, der keinem Versuche, ihn wegzuführen, nachgab — allein bei der Toten.

Aber Tonerl fürchtete sich nicht. Wie sollte er die blasse Stille fürchten — er, der geduldig die Wutausbrüche der zornroten Lebendigen ertragen!

So kauerte er auf seinem Schemel vor ihrem Bette und hielt bei der Mutter die Totenwache, fest an seinen treuen Schirm geklammert.

Mit dem Frühesten kamen die Nachbarn nach ihm zu sehen.

„Hast du dich nicht recht gefürchtet, Tonerl?“ fragten sie mitleidig und machten sich nun doch Vorwürfe, das arme Kind so allein gelassen zu haben.

Aber er sah sie freundlich an und schüttelte den Kopf.

„In dem Buben steckt was!“ flüsterten sie und nahmen sich vor, alles zu tun, daß er in die rechten Hände käme.

Dann kam der einfache Sarg, in den man die Verschiedene legte, und jedes im Hause hängte einen schlichten Kranz an die Sargpfosten, daß sie nun in der Sonnenhelle des Tages, von der Milde des allsühnenden Todes verschönt, fast verklärt auf dem Kissen aussah.

Wie schön seine Mutter war! Dem Kleinen schien es, als hätte er so etwas Schönes nie gesehen. Wenn sie nur einmal im Leben ihm so freundlich mild entgegengekommen wäre und sein verdürstendes Herzchen mit dem Segen der Mutterliebe erfüllt hätte!

Ein Tränlein schlich sich in die großen Augen des Kindes und er legte die Stirne auf die kalte, schlaffe Hand der Toten — diese Hand, die zum erstenmal im Leben gut und willig für ihn war und seine Liebkosung duldete.

Inzwischen war ein älterer Mann die Treppe heraufgestiegen und hatte die Klingel an einer der Nachbartüren gezogen.

Dort wohnte ein Schreiber, der sich mit dem Kopieren von Manuskripten kümmerlich durchs Leben schlug.

„Ach, Herr Professor,“ rief dieser beim Öffnen bestürzt, „Sie bemühen sich selbst — ich wollte mir heute erlauben, bei Ihnen vorzusprechen — ich war einige Tage durch einen heftigen Influenza-Anfall am Arbeiten verhindert — jetzt aber bin ich fertig!“

„Sagen Sie einmal,“ meinte der etwas zerstreute Gelehrte, „habe ich nicht bei Ihnen vor einiger Zeit meinen Schirm stehen lassen?“

„Ihren Schirm? Einen älteren gebrauchten Schirm?“

„Ja, ja, ganz richtig!“

„Ach, das ist Ihr Schirm, den der arme kleine Tonerl immer herumschleppt, dem gestern Abend seine Mutter gestorben ist!“

Er erzählte mit wenigen schlichten Worten die Geschichte des kleinen Krüppels.

Der Professor war sehr ernst geworden und blickte sinnend vor sich nieder.

„Führen Sie mich doch einmal zu dem Kleinen,“ sagte er dann.

Als beide in die Sterbekammer traten, hatte der Junge seine Stellung noch nicht verändert. Nur ein Frühsonnenstrahl fiel auf sein Köpfchen und auf das Gesicht der Toten.

„Welch' rührendes Bild!“ murmelte der Professor.

„Tonerl,“ sagte der Schreiber mit sanfter Stimme, „Tonerl, hier ist der Herr, dem dein Schirm gehört!“

Erschreckt sah das Kind empor und umklammerte sein Kleinod fester.

Ein feuchter Schimmer trat in das Auge des Gelehrten, als er das blasse, stillheitere Duldergesicht des Kindes sah.

„Fürchte dich nicht,“ flüsterte er, „ich nehme dir deinen Schirm nicht —“

„Aber,“ fügte er mit einem raschen, warmen Entschlusse hinzu, „dich selbst möchte ich mit mir nehmen!“

„Meine Schwester und ich hätten viele Freude, ein junges Wesen wie ein eigenes Kind erziehen zu können!“

„Ach,“ lächelte der Schreiber, „tun Sie das, tun Sie das — der Kleine würde solch' ein Glück verdienen!“

„Möchtest du denn mit mir gehen, Tonerl?“ fragte der Gelehrte.

Mit dem freundlichen Mann, von dem der Schirm war — seine erste und einzige Freude im Leben!

Er nickte und reichte dem Professor sein kleines Händchen.

„Dann will ich dich gleich mitnehmen!“ sagte dieser. „Nun mußt du Lebewohl zu deiner Mutter sagen — wir wollen sie nicht aufwecken, sondern schlummern lassen — sie schläft so gut!“

Er hob den Kleinen empor, der seine Lippen auf das Gesicht seiner Mutter drückte.

Dann legten seine dünnen Ärmchen sorgsam den Schirm neben sie in den Sarg. Er gab ihr das einzige Glück mit, das er bis dahin besessen hatte.

Bunte Chronik

*** Der Valutazug.** Diesen Namen wird mit Recht der neue Luxuszug Hoek van Holland—Berlin führen, der auf Grund seiner Vereinbarung zwischen der holländischen Staatsbahnverwaltung und der deutschen Reichseisenbahnverwaltung vom 4. Dezember ab eingerichtet und fahren wird. Dieser Luxuszug wird nur eine Klasse, nämlich die erste führen, und die Reisenden werden außer dem gewöhnlichen Fahrpreis noch einen Zuschlag für die Fahrt Hoek van Holland—Berlin, der die Kleinigkeit von 20 Gulden gleich rund 50 000 Mark beträgt, zahlen. Dafür wird der Zug auch aus drei Salonwagen zusammengesetzt, wovon übrigens ein Wagen ausschließlich für Reisende holländischer Staatsangehörigkeit vorbehalten wird, und der Gesamtzug wird aus dem Hofzug des ehemaligen Deutschen Kaisers gebildet werden. Der Zug wird dreimal in der Woche von Hoek van Holland und dreimal von Berlin abgehen. — Eine neue Abwechselung für das Schiebergesindel.

*

*** Die große deutsche Zirkuskatastrophe.** Von 30 deutschen Zirkusunternehmen, die im Frühjahr 1922 bestanden, sind an der Neige des Jahres drei übrig geblieben: Busch in Berlin, Sarrasani in Dresden und der Hagenbeckсhe Zweigbetrieb in Essen, der sich auch schon längst auf das Volkstheater umgestellt hat. Schon im Frühjahr ging die Wilhelm-Hagenbeckschau in französische Hände über; der Zirkus Krone, der Italien bereist hatte, zog es vor, sich aufzulösen, statt nach Deutschland zurückzukehren; der Althoffsche Zirkus nahm Zuflucht nach Holland; der alte Zirkus der Gebrüder Blumenfeld nach Riga, und all die kleinen Unternehmen sind gänzlich verkümmert oder sang- und klanglos verschwunden. Merkwürdige Zirkusschicksale haben sich erfüllt. So wird der Zirkus Barum-Kreiser in Zukunft als Jahrmarktshippodrom sein Fortkommen suchen. Noch rettungsloser erliegen die Zirkusbetriebe der großen Not als die Zoologischen Gärten, denen wenigstens städtische Subventionen und Steuererleichterungen zugute kommen. Die Futtermittel kosten das Zweitausendfache des Vorkriegspreises; die phantastisch emporgeschnellten Eisenbahnfrachten haben die Wandermöglichkeiten der Zirkusse unterbunden. Die meisten Stadtverwaltungen haben das Ihrige zum Dahinsiechen der deutschen Zirkusse beigetragen, indem sie jene mit den gleichen Steuersätzen erdrosselten, die bei Schlemmerstätten sicherlich mehr als berechtigt sind. Auch die letzten Unternehmen, die noch standzuhalten versuchten, stehen vor einer finsteren Zukunft.

*

*** Unfreiwilliger Humor bei den Akten.** Daß auf dem dürren Boden des Aktenwesens der Ämter und Gerichte das Pflänzlein des Humors, wenn auch nicht üppig, so doch in bemerkenswerten Exemplaren gedeiht, dafür ist das Büchlein „Der Aktenschimmel“ von Ludwig Eberhardt (Verlag von Ernst Keils Nachf. in Leipzig) ein bemerkenswertes Zeugnis. Nachstehend einige Proben von Polizeiberichten usw. „Ich traf meine Frau zu Hause an. In ihrer Gesellschaft befand sich ein Mann, welcher sich fluchtartig entfernte und dabei den Eindruck eines Musikers machte.“ — „Als die Beschuldigte an mir vorüberging, ließ sie etwas wie eine ‚alte Kuh‘ fallen. Eine unwahre Bezeichnung, durch die ich mich nach Lage der Sache beleidigt fühle.“ — „Da der junge Mann einen Handkoffer und einen Überzieher trug, machte er den Eindruck eines Aftermieters.“ — „Auf der Wachstube wurde uns ein Paket übergeben. Wir öffneten das Paket und erblickten darin eine Bestechung liegen, die aus einer Flasche Kognak und fünfzig Zigarren sich zusammensetzte. Wegen dieser unerhörten Beamtenbestechung erstatten wir Strafanzeige.“

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.